Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 39

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und sich aus dem letzten Abendrot wie ein dünner Strich am Horizont jene Insel abhob, auf der ihr Junge weilte, gab es ihr einen Stich durch das Herz.

An einem Tage hatte sich nach Beendigungg des Kurkonzertes wiederum ein großer Teil der Badegäste um das Podium geschart, denn dort gab regelmäßig um diese Zeit ein Angestellter der Kurverwaltung Strandneuigkeiten bekannt, die sich meistens um Inselrundfahrten, Aenderungen des Tagesprogramms, Ankündigungen von Burgenwettbewerben und in sonstigen nicht sehr aufregenden Dingen erschöpften. Am Schluß dieser Nachrichten schien heute der Mann von der Kurverwaltung noch etwas besonderes mitzuteilen zu haben, denn er holte eine Flasche hervor und begann:

„Meine Damen und Herren, gestern abend ist unser Kurort von einer seltenen Post überrascht worden, die portofrei durch die Wogen des Meeres befördert wurde. Eine Flaschenpost ist nämlich angekommen und zwar mit einem außergewöhnlichen und rührenden Inhalt. Irgendwo auf einer kleinen Insel muß ein kleiner Junge seelischen Schiffbruch erlitten haben und irgendwo in der Welt muß eine Mutti weilen, der die Sehnsucht des kleinen Kerls gilt."

Bei diesen Worten zog der Angestellte sorgsam einen nicht mehr ganz sauberen Zettel aus der Flasche hervor, strich ihn glatt und fuhr fort: „Der Inhalt des Zettels in der Flasche lautet:

„Liebe, liebe Mutti! Warum schreibst du nicht? Ich habe ja so Heimweh! Komm doch mal zu deinem Uli."

Nach einer Weile des gespannten Schweigens der Zuhörer brachen diese in ein gutmütiges Gelächter aus.

„Steht denn keine Adresse des kleinen Jungen oder der Rabenmutter dabei?" wollte ein dicker Herr wissen.

Der Mann von der Kurverwaltung zuckte die Achseln und ging fort. Auch die Kurgäste verliefen sich, nur Frau Wylius stand noch lange wie gebannt an jener Stelle, an der sie den Brief ihres Jungen mitgeteilt bekam. Wie eine gewaltige Sturzwelle schlug ihr ganzes Leben, das sie im Leichtsinn und in Gedankenlosigkeit, nur dem Aeußern und den Aeußerlichkeiten untertan, geführt hatte, über ihr zusammen und spülte Eitelkeit und Vergnügungssucht fort. Vor ihrem geistigen Auge tauchte das fragende, liebeheischende Gesicht ihres Jungen auf, und wie aus einem verschütteten Vulkan loderte plötzlich eine heiße, all die kleinen bisherigen Dinge ihres Lebens verzehrende Flamme auf. Frau Wylius eilte, so wie sie war, zum Hafen, und es war ihr keine Geldsumme zu groß, um den schnellsten Motorkutter zur Ueberfahrt nach der Ferieninsel ihres Kindes zu chartern. Ungeduldig saß die Frau die ganze Zeit über am Bug des Schiffes und ihren Augen, die sich immer wieder mit Tränen füllten, dauerte es viel zu lange, ehe die Insel immer größer wurde und ehe sie endlich das weiße Haus des Ferienheimes erblickten.

Tante Else, wie das Fräulein im Heim von den Kindern genannt wurde, hatte noch nie in ihrem Leben eine so stürmische und zärtliche Begrüßung zwischen Mutter und Sohn gesehen, wie sie sich zwischen den vielen Kindern in der großen Sandburg abspielte. Immer wieder streichelte die große, blonde Frau ihrem Jungen das Haar, und die Tränen rollten ihr unaufhörlich über das Antlitz.

„Habe ich das nicht fein gemacht, Mutti, das mit der Flaschenpost?" wollte Uli wissen.

„So fein hast du das gemacht, mein lieber Junge, daß ich gleich gekommen bin, um nun immer bei dir zu sein."

Am anderen Tage reiste eine Mutter mit ihrem Kinde in die Alpen und traf dort auf einer blumigen Wiese mit einem Mann an einer Staffelei zusammen, der sich nicht genug über diese Ueberraschung wundern konnte. Als die Ferien zu Ende gingen, reisten alle drei heim, und das alte Kinderfräulein wurde sogar eifersüchtig auf Frau Wylius, denn diese wollte Uli in Zukunft keinem anderen mehr überlassen.

Wenn abends die beiden Eltern den Jungen schlafen gelegt haben, zieht manchmal Frau Wylius das unterste Fach ihres Schreibtisches auf und blickt lange und gedankenvoll auf eine Flasche mit einem zerknitterten Zettel darin, die sie dort wie ein Heiligtum aufbewahrt.

Weltwochenschau

Eidgenössisch-Bedenkliches.

Die weltpolitische Lage verlangt von der Schweiz in erhöhtem Maße Einigkeit der Parteien und rasches Handeln auf den verschiedensten Gebieten. Aber was geschieht?

Die SBB-Sanierung wird dringend und dringender, aber sie wird liegen gelassen. Die Schulden wachsen, aber man kommt an kein Ende. Die neuerdings wieder verschlechterten Monatsergebnisse schreien direkt nach einer endgültigen Lösung . . . in Wahrheit stehen wir weiter als vor Jahren davon entfernt. Es will und will sich keine aktionsfähige Parteienmehrheit finden, ganz einfach, weil man zu keinem Uebereinkommen gelangt, wer die Opfer der Sanierung zu bringen habe. Das Personal hat genug geblutet, es will nicht . . . die Obligationäre wollen nicht bluten, sie sind's nicht gewohnt; der finanznötige Bund kann es auch nicht . . . wer also soll bezahlen? Es ist der Verdacht ausgesprochen worden, gewisse Kreise spekulierten geradezu auf die nochmalige Verschlechterung der Bilanzen, um nachher auf Kosten der Angestellten . . . das ist der Kaufkraft des Landes, die Kapitalien retten zu können, sei es mit, sei es ohne Entstaatlichung. Wir finden solche Absichten äußerst bedenklich.

Noch bedenklicher steht es mit der Arbeitsbeschaffung, die so gut wie beschlossene Sache war, nun aber mit einer Klausel versehen wurde; man macht alles abhängig davon, ob Geld zur Deckung gefunden werde; da nur 70 Millionen gefunden wurden, soll nicht mehr geschehen. Dabei dachte man sich die staatlichen Aufträge, die Inlandverdienst und damit Steuern für den Fiskus brächten, vor allem als Unterbau für die erhöhte Wehrbereitschaft; man sah schon neue Alpenstraßen, hochwichtige Verbindungswege im Hinterland, unerläßlich für den militärischen Verkehr in Kriegszeiten. Die Monate vergehen, einer nach dem andern . . . nichts geschieht!

Unterdessen wird mit lahmem Willen über die neuen Einnahmenmöglichkeiten des Bundes geratschlagt, und auch hier geht alles drunter und drüber. Die schweizerische Handelskammer und die Bankiertagung lehnen alles ab, was irgendwie das Kapital belasten könnte. Am Bankiertag in Zürich mußte Bundesrat Meyer in der Diskussion die bittere Feststellung machen, daß zwar das Volk mit Begeisterung die Wehranleihe gezeichnet, jedoch die Mittel zur Amortisation versage . . . „wenn das so zugeht, stehen wir vor dem Nichts." Herr Meyer weiß, was die Bankiers vorschlagen: Keine Besteuerung des Kapitals an der Quelle, dafür aber . . . Umsatzsteuern. Also Konsumsteuern! Immer wieder das alte Lied: Kapital und Konsumenten streiten sich über die von beiden zu bringenden Opfer . . . dabei lebt das Kapital umso besser, je kräftiger die Konsumenten sind und je mehr Produkte sie kaufen, je tätiger sie die Kapitalrendite fördern!

Man hat das Gefühl, es sollte bald einmal etwas gehen, sonst bricht wieder, aus dem Nichts heraus, irgendeine „Erneuerungsbewegung" los! Es geht nicht an, daß der Bundesrat sich gewissermaßen an den Parteien, die nicht einig werden, weidet. Er selbst müßte ihnen die gangbaren Wege zur Einigung weisen.

Verschobener Weltkrieg.

Einen Tag nach der Niederschrift unserer letzten Betrachtung ereignete sich etwas Hochbedeutendes und in seinen Auswirkungen Unabsehbares: Der britische Premiermi-

nister Neville Chamberlain flog zu Hitler nach Berchtesgaden und besprach mit ihm die tschechoslowakische Frage. Was bei dieser Unterredung herauskam, ist Geheimnis des britischen Ministerkollegiums geblieben. Der Eindruck des Fluges bei den Völkern Frankreichs und Englands aber war verheerend: Das drohende Gesicht des Krieges kam der öffentlichen Meinung in Paris wie in London zum ersten Mal richtig ins Bewußtsein, und die Folge war katastrophale Angst, die sich nur schlecht hinter heftigen Zeitungspolemiken und Gebeten für den Frieden versteckte.

Folge der britischen Ministerberatungen: Einladung an den französischen Ministerpräsidenten Daladier, gemeinsam in London zu beraten. Nach einer achtstündigen Sitzung kam eine Vereinbarung zustande, die einer Kapitulation vor Hitler gleich sieht. London und Paris unterbreiten der Tschechoslowakei einen neuen „Plan" ... man könnte ihn Nr. 5 nennen ... Nach diesem Plane sollen alle Gebiete, die bei den letzten Wahlen 75 % der Stimmen für Henlein abgegeben, zu Deutschland geschlagen werden. Die übrigen sudetendeutschen Bezirke hätten als gemischtbevölkerte Gebiete bei der verkleinerten Tschechei zu verbleiben und würden als Kantone mit weitgehender Autonomie organisiert. Die Außenpolitik Prags, die bis heute sozusagen Großmachtgeleise eingeschlagen und im Bunde mit Rußland und Frankreich der Republik höchste europäische Bedeutung gegeben, würde herumgeworfen; anstelle der Allianzen träte die Neutralität, ähnlich wie in Belgien und der Schweiz. Den Bestand des Restgebietes würden die sämtlichen Nachbarn, darüber hinaus aber auch Frankreich und England, garantieren.

Mitte der Woche flog Chamberlain zu einer zweiten Begegnung mit Hitler, diesmal im Rheinland ... in Godesberg. Hitler wird sagen müssen, was er zu den neuen Vorschlägen denkt, ob sie ihm genügen, oder ob er noch mehr will. Und man erwartet, die Westmächte würden auch weitern Forderungen keinen Widerstand entgegensetzen. Es ist eine wahre Lawine über Europa gegangen; die Demokratien sind genau so schwach geworden, wie Hitler sie einschätzte. Natürlich würden sie, einmal vor die bittern Notwendigkeiten des Krieges gestellt, unendlich stärker sein, als sie heute erscheinen. Aber die Friedensliebe macht sie ... im Frieden ... schwach und nachgiebig. Sie hoffen durch Zurückweichen das Bitterste zu vermeiden. Und sie geben auf Kosten der Tschechen nach und bemänteln solche Politik mit Gründen, die nicht einmal ganz zu verwerfen sind: Was nützt es der Tschechei, wenn sie innerhalb ihrer Grenzen Millionen von Leuten besitzt, die staatsfeindlich eingestellt sind!

Erscheint die Kapitulation der beiden Westmächte bis zu einem vorläufigen Punkte sicher, so weiß man nicht, was die Tschechen tun werden. Die Prager Regierung hat dem Volke in einer Proklamation Ruhe und Vertrauen empfohlen und auf die westliche Unzuverlässigkeit vorbereitet. Man hat diese Ermahnung als erstes Anzeichen auch der tschechischen Kapitulation angesehen. Bis Mitte der Woche freilich sah es ganz danach aus, als ob Volk und Regierung entschlossen seien, das Letzte auf sich zu nehmen und den Verzweiflungskampf zu wagen. Vielleicht in der Hoffnung, die ungetreuen Verbündeten doch noch zur Hilfe zu bewegen.

Inzwischen aber sind neue Gefahren aufgetaucht. Die Ungarn im Gebiete der großen Donauinsel und zwischen Preßburg und Eipel werden lebendig und organisieren einen gleichen Widerstand wie die Henleinleute. In Polen finden stürmische Versammlungen statt, die den Stammesgenossen im Teschener-Revier ein Gleiches empfehlen. Die Karpathorussen brechen die Verhandlungen mit Prag ab. Die slovakische Volkspartei aber weigert sich, in die Regierung einzutreten. Die Tschechen bleiben somit allein ... 6 von 14 Millionen der Bevölkerung, wenn man will, sind sicher, 2 Millionen Slovaken sind es bedingt, der Rest bereit zur Revolte. Prag rechnet freilich nicht ganz so. Alle deutschen Demokraten, die von Hitler nichts wissen wollen, würden loyal bleiben, und es sind ihrer viel mehr, als Hitler meint.

Für die Regierung spricht auch, daß die Masse des Volkes sich seit Erklärung des Standrechts ruhig verhält. Da aber „mit dem Belagerungszustand jeder Esel regieren kann", wie Bismarck sagte, darf man solche Ruhe nicht zu hoch einschätzen. Wichtiger als das Schweigen einer entwaffneten Einwohnerschaft ist die Organisation von 40,000 Flüchtigen jenseits der Grenze als „sudetendeutsches Freikorps". Wenn die neue Grenzziehung nicht rasch erfolgt, wird dieses Freikorps den Angriff eröffnen, und wird es zurückgeschlagen, kehrt es verstärkt wieder. Dann mögen die Westmächte kommen und die „Freiwilligen" zählen, die sich an der Aktion beteiligen, und die Waffen untersuchen, die sie verwenden! Man kann die halbe SA-Armee und ausgewählte Teile der Reichswehr marschieren lassen, und immer noch wird man vor der Welt behaupten können, das Ganze sei lediglich ein „von den Marxisten Prags provozierter Bürgerkrieg".

Und was tut Rußland? Stalin läßt sich persönlich von den Gesandten aus dem Westen berichten, was vorgeht. Allein wird jedoch auch Moskau nichts unternehmen können. Man vermutet also, daß Prag nachgebe. Und zwar nicht nur den Deutschen, sondern auch den Ungarn und Polen gegenüber. Möglicherweise würde die Abtretung von Teschen die künftige Freundschaft von Warschau erkaufen, die wichtigste Garantie für die Zukunft der verkleinerten Republik! Oder die Befriedigung der Ungarn könnte Perspektiven eines Zusammengehens zwischen Tschechei, Polen und Ungarn eröffnen! Wer weiß! Nur dürften die neuen Grenzen nicht allzutief in den „Hals von Mähren" schneiden, sonst ... —an—

* * *

Die Karte Europas

Schon wieder wird sie korrigiert,
Europas letzte Karte.
Das Recht des Stärkeren diktiert
von Deutschlands hoher Warte.
Ein Krieg, wie man jetzt lesen kann,
ist gottseidank behoben,
der Friede reckt für jedermann
den Palmenzweig nach oben.

Der Tschechen Staat, ein Mosaik
aus vielen Völkerbissen,
erlebt, daß heute sein Geschick
zersetzt wird und zerrissen.
Verträge enden niemals gut,
die Minderheiten knebeln,
denn einmal steigt der Rassen Blut
empor aus all den Nebeln.

England und Frankreich haben schnell
die Kriegsgefahr gewittert.
Minister Chamberlain sah hell
und hat vor nichts gezittert.
Er ward in Berchtesgaden auch
von Hitler nett empfangen,
und deutlich, über Dunst und Rauch,
ist's dort dann zugegangen.

Stark regt der Deutschen Appetit
auch Ungarn an und Polen,
ein jeder will nun seinen Schnitt
im Land der Tschechen holen.
Und ... Prag lenkt ein. Herr Benesch zieht
die besseren Konsequenzen.
Was einst geschah, auch heut' geschieht:
„Man" korrigiert die Grenzen! Bedo.